

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 8

Artikel: Die Geschichte mit dem Regulator
Autor: Zaugg, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065986>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GESCHICHTE

mit dem Regulator

Von Richard Zaugg

Jean Lioba ist Privatdozent der Philosophie an der Universität Zürich mit einem Auditorium von bestenfalls vier Hörern, einst gut situiert, hat aber durch die Krise den grössten Teil seines Vermögens verloren.

Frau Schüepp, Witwe oder richtiger Quasi-Witwe, Pensionsinhaberin, hoffte und hofft trotz Enttäuschungen immer noch, in Lioba einen Vertrauten zu finden.

Miggi Rappold ist die Tochter von Jean Liobas begeisterter „Schülerin“ Frau Rappold. Sie wird von dem Privatdozenten geliebt. Doch muss dieser feststellen, dass sie in der Person des cand. jur.

Josef Berkel bereits einen Liebhaber hat, wenn Jean Lioba ihn auch ihrer unwürdig findet. Wie er mit Hilfe des Studenten

Schär alsbald zu ermitteln Gelegenheit hat.

Das Niederdorf mit allen den Gassen und Gässchen, die ethnologisch, soziologisch und städtebaulich zu diesem Gebiet gehören, ist ein ehrenwertes Quartier. Wohl glaubte schon vor mehr als einer Dekade ein zürcherischer Pfarrherr mit einer Kampfschrift gegen das dort herrschende Gässchenelend und die Animierpinten, die sich darin breitmachen, auftreten zu müssen. Er wird die Dinge zu schwarz gesehen haben. Es stimmt auch, dass immer wieder die jeweilige Opposition der jeweiligen Regierung vorwirft, den slumsartigen Zuständen in diesem Viertel nicht energisch genug auf den Leib zu rücken. Es wird blinder Eifer sein. Denn wären die Mißstände wirklich derart übel, dann hätte ihnen eine so fortschrittliche Stadt wie Zürich schon längst ein Ende gesetzt. Es ist wahr, es reiht sich in diesen Gassen Wirtschaft an Wirtschaft; aber spricht nicht die Tatsache allein, dass sich in diesen Stätten der Erholung und Ausspannung hauptsächlich Rekrutten und die ehrsame Bauernsame ihre freie Zeit vertreiben, laut genug dafür, dass dort ein gesunder und guter Geist wehen muss?

Jean Lioba, Privatdozent für Philoso-

phie an der Universität Zürich, hatte in der vierten Primarklasse die vier langen Wochen der Sommerferien ausschliesslich dazu verwandt, nach Vorlage einen Plan der Altstadt anzufertigen. Auf ein ungeheures Zeichnungspapier, das so lang war wie er selbst und so breit wie seine ausgestreckten Arme, hatte er in mühseliger Kleinarbeit Strassenzug um Strassenzug eingezeichnet. Zunächst nur mit Bleistift. Dann hatte er auf Anraten seines Vaters Strich um Strich mit schwarzer Tusche nachgeführt, in die bedeutendsten Strassenzüge die Namen eingesetzt und endlich, als Krönung des Werkes, das Ganze mit Farbstiften belebt. Die Kirchen hatte er mit blau, der Farbe des Himmels, gekennzeichnet. Die alten Bäume des Lindenhofts strahlten grün über den grauen Wellenlinien der Limmat. Die rote Farbe hatte er dem Leuengässchen vorbehalten, als der grössten Sehenswürdigkeit der Stadt. Dort fand sich auch ein Kreuzchen, das auf die einzige redaktionelle Anmerkung am Rande des Blattes verwies: Dieses ist die schmalste Strasse der Welt. Am Morgen des ersten Schultages hatte er das Blatt seiner jungen Lehrerin als heisse Huldigung auf das Pult gelegt. Er hatte

den Triumph erlebt, dass Fräulein Wahlemeyer den Plan in das Lehrerzimmer mitnahm, um ihn den Kollegen zu zeigen, und in der nächsten Pause hatte ihm sogar der strenge Herr Bär auf die Schultern geklopft.

« Hast du es selbst gemacht? » hatte er gefragt, und ohne von dem tief eröteten Knaben eine Antwort zu erwarten, hinzugefügt: « Dann kann vielleicht, wenn du so weiterfährst und nicht nachgibst, noch etwas Rechtes aus dir werden, vielleicht sogar ein Lehrer! »

Als einzige Nachwirkung dieses jungen Ruhmes war Jean Lioba eine Vertrautheit mit den Verkehrswegen der Altstadt geblieben, die in keinem Verhältnis zu seinem sonstigen geographischen Wissen stand. Als ihm Herr Schär am vorhergehenden Abend verraten hatte, dass der Student Berkel intime Beziehungen zu einer Servierfotter im « Harnisch » an der Kunkel-, Munkel- oder Dunkelgasse unterhalte, war Lioba gleich im Bilde gewesen: Kunkelgasse? Vierte Gasse vom Central aufwärts, Verbindungsweg zwischen Limmatquai und Niederdorf. Das hatte dem Studenten Schär Eindruck gemacht. Das hätte er von dem weltabgewandten Gelehrten Lioba nicht erwartet. Und da sagt man, der Erzieher habe es heute schwer, der herangewachsenen Jugend zu imponieren!

Jean Lioba klebte noch der Geschmack der Himbeersauce im Gaumen, die den Nachtisch des Abendessens begleitete, das er soeben in der alkoholfreien Gaststätte « Zur Eiche » eingenommen hatte. Noch vor einem Monat hätte er Griesspudding samt Sauce verschmäht, aber seit er sich seiner prekären finanziellen Lage voll bewusst geworden war, brachte er es nicht mehr über sich, irgendeine Speise, die ihm vorgesetzt wurde und die er bezahlt hatte, stehen zu lassen. Er würde im « Harnisch » einen Kirsch nehmen, um die Himbeersauce loszuwerden, dachte er sich, während er den Limmatquai hinunterschlenderte. Kirsch war bestimmt am vorsichtigsten, den bekam er

in einer Arbeiterwirtschaft am ehesten unverfälscht.

Wenn an der Tür des « Harnisch » eine warnende Inschrift: « Achtung, Stufe! » angebracht gewesen wäre, hätte Lioba diese vielleicht, trotz der mangelhaften Beleuchtung der Kunkelgasse, beachtet. Da aber eine solche fehlte, obschon die Wirtsstube drei Stufen tiefer als der Erdboden lag, wurde aus seinem beabsichtigten unauffälligen Eintritt ein lärmender Einfall. Mit einem verbindlichen Lächeln, das seinen Fehltritt entschuldigen sollte, richtete er sich auf und blickte um sich. Aber niemand schien ihn zu beachten. Lioba war sich sogleich darüber im klaren, dass dieses Lokal keine Arbeiterwirtschaft war, sondern im Gegenteil der Treffpunkt von ausgesprochenen Nichtarbeitern, ein Sammelpunkt von Leuten, die selbst gegen jede Neugier empfindlich, sich auch andern gegenüber wenig neugierig zeigen, solange man sie nur in Ruhe lässt.

Lioba belegte an der Rückwand ein Tischchen, von welchem aus er das mässig grosse Lokal bequem überblicken konnte. An dem Tische, der dem Eingang zunächst stand, sass der Wirt. Eine untersetzte kräftige Gestalt mit einem aufgedunsenen roten Gesicht, das einen in nicht allzu weiter Ferne liegenden Schlag voraussehen liess. Er sass ohne Rock da, breitspurig in einer gestrickten Ärmelweste, die seine muskulösen Arme gut zur Geltung brachte. Er jasste mit drei Gästen, Burschen mittlern Alters, alle drei ohne Kragen, aber in prunkvollen Seidenhemden und mit fadellosem Nakkenschnitt. Bei aller Verschiedenheit untereinander wiesen sie als einziges Kennzeichen jene lockere Eleganz und trotzige Selbstsicherheit auf, die nur bei Menschen möglich ist, die ausserhalb einer geregelten Lebensarbeit stehen. Am Ecktisch beim Buffet beschäftigten sich zwei unzugängliche Gestalten schweigend mit einem Würfelspiel. Schliesslich sassen noch zwei Damen, ohne Alter, Anmut und gute Laune, je vor einem Café mélange.

Es liegt in der Natur des Philosophen begründet, sich nirgends völlig zu Hause, aber auch nirgends ganz als Fremdling zu fühlen. Lioba wusste wohl, dass er sich hier in schlechter Gesellschaft befand; aber das störte ihn eigentlich wenig. Seine Überzeugung ging dahin, dass in einer wohlgeordneten Gesellschaft auch gesellschaftsfeindliche Elemente ihr Recht auf das Dasein haben. Das Personal im «Harnisch» war offenbar weder auf Eilservice eingestellt, noch ging seine Arbeitsteilung übertrieben weit. Die Servierstochter stand hinter dem Schanktisch und spülte, den Rücken den Gästen zugekehrt, Biergläser. Ob das die Klara war? Nach einer kleinen Weile warf sie Lioba einen Blick zu, der besagte, dass sie ihn wohl beachtet habe und kommen würde, sobald ihre Arbeit beendet sei. Als das letzte Bierglas in Reih und Glied stand, wischte sie sich die Hände ordentlich an einem Handtuch trocken, rückte ihr weisses Schürzchen zurecht und kam auf Lioba zu.

«Einen Kirsch», bestellte Lioba.

«Kaffee Kirsch?»

«Nein, ohne.»

«Kaffee ohne Kirsch?»

«Kirsch ohne Kaffee.»

«Einen Grossen?»

Lioba hatte bis heute nicht gewusst, dass es grosse und kleine Kirsche gab. Er war zwar überzeugt, dass ihm ein «Kleiner» genügen würde. Aber es wäre ihm schäbig vorgekommen, nun da die Tochter die Bestellung eines «Grossen» erwartete, auf einem «Kleinen» zu bestehen. Als aber die Kellnerin ein Trinkglas mittlerer Grösse vor ihn hinstellte und es bis zum Rande mit dem gebrannnten Wasser füllte, schüchterte ihn diese Menge Alkohols doch ein. Seinem Gedächtnis drängten sich Erinnerungen an den Inhalt abstinentzlerischer Broschüren auf, ganze Landesgegenden, die durch den trinkglasweisen Genuss von gebrannten Wässern in hoffnungslose Armut und unheilbaren Kretinismus verfallen waren. Sein soziales Gewissen regte sich und ausserdem das Verant-

wortungsbewusstsein als zukünftiger Vater der Kinder Miggis. So bestellte er schliesslich doch noch einen Kaffee dazu. Die Gleichmut, mit der die Servierstochter seine widersprechenden Orders entgegennahm, gefiel ihm. Es schien ein rechtes Mädchen zu sein. Auf alle Fälle war sie viel zu gut für Berkel. Sie sass jetzt auf einem Stuhle, von welchem aus sie die Eingangstür im Auge behalten konnte. Sie hatte die Haltung eines Menschen, der wartet, nicht auf irgendwelche Gäste, sondern auf einen Gast, den Gast. War es Berkel?

Serviertöchter, die für ihren Stand geboren sind und Ehre für ihn einlegen, gehören uneingeschrieben einem weltlichen Orden barmherziger Schwestern an, der neben der selbstverständlichen Aufgabe, für Speise und Trank besorgt zu sein, die stillschweigende Verpflichtung einschliesst, einer heimatlosen und liebebedürftigen Männerwelt Heimat und Herd, Mutter und Beichtvater, so gut es geht, zu ersetzen.

Diese Klara machte auf Lioba den Eindruck, zu den berufenen Vertreterinnen ihres Standes zu gehören. Wenn man Mädchen, die das dreissigste Altersjahr überschritten haben, nicht mehr als ausgesprochen jung bezeichnen darf, so konnte man auch Klara das Attribut der Jugend kaum mehr zuerkennen. Aber gut erhalten war sie, und Haltung hatte sie. Die steifen Wasserwellen der dunklen Fülle von Natur sicher unbändiger Haare verliehen ihr eine Würde, ja Strenge, die der molligen, fast üppigen Erscheinung als Ausgleich gut anstand. Auch einem oberflächlichern Beobachter, als Lioba war, hätte es nicht entgehen können, dass dieses Mädchen Erfahrungen hinter sich haben musste, die wir alle unsren Töchtern gern ersparen möchten. Sie konnten ihre Seele wohl zermürbt haben, aber gebrochen nicht. Das bewies die milde Verachtung im Ausdruck ihrer Augen. Geübte, scharfe Augen hatte dieses Mädchen, dachte Lioba. Sie hatten gewiss schon zuviel gesehen, um sich noch täuschen zu lassen. Aber dann sah

er, wie sich diese Augen plötzlich verwandelten. Ein milder, mütterlicher Schein füllte sie, alle Strenge und Vorsicht war weggeschmolzen. Lioba folgte der Richtung ihrer Augen: Berkell stand in der geöffneten Tür. Dieser wandte sich zunächst an den Wirt und streckte ihm seine Rechte entgegen. Aber der hob die Hand nur nachlässig an die Schläfe, verzog die Mundwinkel nach unten und liess sich im Spiel nicht stören. Berkell mochte hier ein häufiger Gast sein, ein angesehener Kunde war er bestimmt nicht.

Lioba entnahm seiner Rocktasche eine Zeitung und hielt sie ausgebreitet vor sich hin. Er glaubte besser beobachten zu können, wenn er selbst ungesehen blieb. Erst nach einer guten Weile getraute er sich einen Blick über die Zeitung zu riskieren. Herr Berkell kehrte ihm den Rücken zu, vor ihm stand ein Glas Bier, und Klara sass ihm gegenüber. Lioba verstand nicht, was die beiden

miteinander redeten. Er konnte nur feststellen, dass sie es war, die an ihn leise, freundliche Fragen richtete, welche er mürrisch beantwortete. Berkell sass keine zwei Meter von Lioba entfernt. Das nackte Licht der elektrischen Lampe rückte ihn näher, mehr als ihm angenehm war. Blonde Haare, die gegen die Wurzel hin schmutzig braun wirkten, fielen in einen von Furunkelnarben entstellten Nacken. Der Hals war lang, sehnig und fleischlos.

Als die Servier Tochter aufstand, um für Berkell den Tisch zu decken, verbarg sich Lioba wieder hinter der Zeitung. Erst als er hörte, dass eine Platte auf den Tisch gestellt worden war, schob er den schützenden Schild aufs neue zur Seite. Erschreckt wollte er sich gleich wieder hinter das Blatt verschanzen, denn Berkell hatte seinen Stuhl jetzt so vor den Teller placiert, dass Lioba ihm direkt ins Gesicht sah und dieser ihn unbedingt erkannt haben würde, wenn er Augen für irgend etwas anderes gehabt hätte als



Nivea-Creme: Dosen Fr. 0.50, 1.20 und Fr. 2.40
Tuben Fr. 1.- u. 1.50 / Nivea-Öl: Fr. 1.75 u. 2.75
Schweizer Fabrikat / Hergest. d. Pilot A.-G., Basel

Mit NIVEA in Luft und Sonne

Schon im Frühjahr, — jetzt ist es besonders schön!
Aber bitte Vorsicht! Denn die Sonne scheint kräftig,
und Ihre Haut ist sonnenentwöhnt. Deshalb vorher
Ihren Körper gut schützen durch Nivea-Creme oder
-Öl. Dann gibt es keinen Sonnenbrand, dann gibt es:

*Schöne, natürliche
Hautbräunung*



Nivea schützt, bräunt und pflegt
die Haut, — und im übrigen
wissen Sie ja: Nivea-Creme ent-
hält das hautpflegende Eucerit.

für das Beefsteak mit Ei, das auf seinem Teller lag. Aber das war nicht der Fall. Er sah nichts. Er sprach auch nichts mehr mit der Serviertochter, die ihm, nun ebenfalls stumm, beim Essen zusah. Seine schwulstigen Finger mit zu kurzen Nägeln, über deren Wurzeln die Haut hinausgewachsen war, bearbeiteten mit Messer und Gabel hastig das halb rohe Fleisch. Sein unreiner, grobporiger Teint glänzte fettig. Das Weiss der tiefliegenden, blauen Augen war matt und gelblich. Die stumpfe Nase hatte noch keine endgültige Form gefunden, sie wirkte als Fragment. Die grossen Bissen, die er sich zuführte, verschwanden, wie ihm schien, kaum gekaut in einen Abgrund.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass jeder echte Liebhaber seinen Vorgängern und sogar seinen Rivalen als Leidensgenossen von Natur aus eine schwer zu bestimmende Sympathie entgegenbringt. Lioba empfand es schmerzlich, von diesem psychologischen Naturgesetz ausgeschlossen zu sein. Er hätte Berkel lieber sympathischer gehabt. Er wusste von dem Studenten Schär, dass Berkel die reichlich bemessenen Kosten für seine Vorbereitung zur Universität unterhalb falschen Vorspiegelungen aus den Ersparnissen einer alten Tante bestritten und sie damit der Möglichkeit beraubt hatte, sich in einem Altersheim einzukaufen. Er wusste, dass die Schwester Berkels sich seit Jahren jede Annehmlichkeit versagte, um dem jüngern Bruder von ihrem Gehalt als Bankangestellte monatlich 150 Franken zum Lebensunterhalt auszusetzen, obschon er sich ausser jedem Ersten des Monats bei ihr selten und in ihrer Gesellschaft nie sehen liess. Er kannte die Vermutung, die ihm jetzt aus eigener Anschauung zur Wahrscheinlichkeit geworden war, dass sich Berkel in dieser Serviertochter Klara, seiner verheimlichten Braut, nur ein weiteres Ausbeutungsobjekt zugelegt hatte. Aber Lioba schien es, dass ihm, selbst wenn er keine Kenntnis von diesen Umständen gehabt hätte, jede Einfühlung in die liebenswürdigen Seiten seines Rivalen

verschlossen geblieben wäre. Er vertiefte sich aufs neue in sein Gegenüber. Das gelbe Gesicht war gefurcht, wie eine überständige Reinette im Mai. Zugegeben, Berkel wusste diese Falten um die Augen, und vor allem um den Mund, interessant zu legen. Sie sollten Energie vortäuschen, Runen, die ihm rücksichtloses, kritisches Denken eingegraben hatte. Aber musste sie nicht ein Blinder als das erkennen, was sie waren, als den Ausdruck schlecht verhaltener niederer Leidenschaften! Und die ungeschlachten Hände und Füsse, die nicht zu seiner schlanken Gestalt passen wollten und ein unheimliches Eigenleben zu führen schienen! Was konnte Miggi an diesen Burschen fesseln? Die Erinnerung stieg ihm auf, wie Miggi damals an jenem Maskenball Berkel umhalst und geküsst hatte. Dieses Gedächtnisbild war ihm bis heute peinlich gewesen. Jetzt wurde es ihm unerträglich. Er wollte die üble Vorstellung durch einen kräftigen Schluck gebrannten Wassers hinunterspülen und merkte bei dieser Gelegenheit, dass er sein Trinkglas mit Kirsch gegen seine Absicht und ohne sein Wissen schon fast bis auf den letzten Tropfen geleert hatte.

Inzwischen war Berkel mit seinem Beefsteak fertig geworden. Er funkte noch die auf der Platte verbliebene, blutige Sauce mit einem Brotresten auf. Dann erhob er sich, gab Klara einen kräftigen Schlag auf die Schulter und empfahl sich, ohne zu zahlen. Der Wirt warf ihm einen verächtlichen Blick zu. Unter der Tür wandte sich Berkel noch einmal um. Er wischte sich mit der Hand den Mund ab und winkte Klara, die den Tisch abräumte, gnädig zu. Plötzlich wurden seine Augen klein und stechend. Er hatte Lioba erkannt. Einen Augenblick lang schien er unschlüssig, dann wandte er sich rasch um und verschwand.

« Fräulein! » rief Lioba und unterstrich die Dringlichkeit seines Wunsches, entgegen seiner Gewohnheit, dadurch, dass er mit dem Kaffeelöffelchen gleichzeitig energisch an sein Glas pochte.

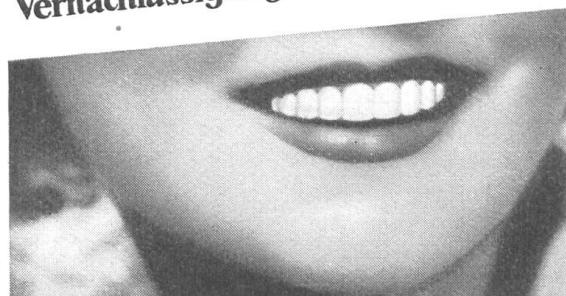
« Einen Kirsch, Fräulein », befahl er,
« einen Grossen! »

* * *

Es gibt ordentliche Naturen, die den Gedanken an eine Heirat erst dann erwägen, wenn ihre äussern Umstände die Ernährung einer Familie garantieren. Lioba gehörte zu den auch nicht seltenen gegenteiligen Fällen. Solang seine Verhältnisse geordnet gewesen waren, hatte er überhaupt nie ans Heiraten gedacht, oder dann nur als an eine Angelegenheit, die in einer unbestimmten, fernen Zukunft lag. Es kränkte ihn, dass sich bei ihm der Wunsch, zu heiraten, in einem Zeitpunkt eingestellt hatte, an dem es ihm durchaus dunkel war, wie er sich allein durchs Leben schlagen sollte. Aber so verhielt es sich nun einmal, es half nichts, darüber zu grübeln. Er war entschlossen, Miggi zu heiraten, trotz Berkel, der seinem Vorhaben entgegenstand und trotz Miggi, die von seiner Absicht noch gar nichts wusste. Er musste möglichst rasch heiraten und nicht nur heiraten, sondern auch eine Familie begründen, eine zahlreiche Familie. Wenn das fest stand, und es stand fest, dann lag es an ihm, die finanzielle Grundlage zu schaffen. Er hatte schon versucht, das Missverhältnis zwischen seinen Einnahmen und Ausgaben durch eine Beschränkung der Ausgaben zu beheben. Er musste dieses Experiment als im grossen und ganzen gescheitert betrachten. Aber blieb nicht noch die andere Möglichkeit, die Einnahmen zu vermehren? Mit einer nennenswerten Erhöhung seiner Hörerzahl durfte er vernünftigerweise nicht rechnen. Herr Rappold hatte ihm wohl in Aussicht gestellt, ihn, falls er sich in der Gefizag bewähre, noch in weitere Verwaltungsräte hineinzubringen. Aber wenn diese Pöstchen nicht mehr einbrachten als die lumpigen fünfzig Franken, die er pro jährlicher Generalversammlung der Gefizag bekommen sollte, so war das, selbst wenn er in zehn Verwaltungsräte käme, immer noch nicht alle Welt. Und die Illusion, dass er in Verwaltungsräte kommen



Die Natur schuf die Zähne weiss
Vernachlässigung ist ihnen schädlich.



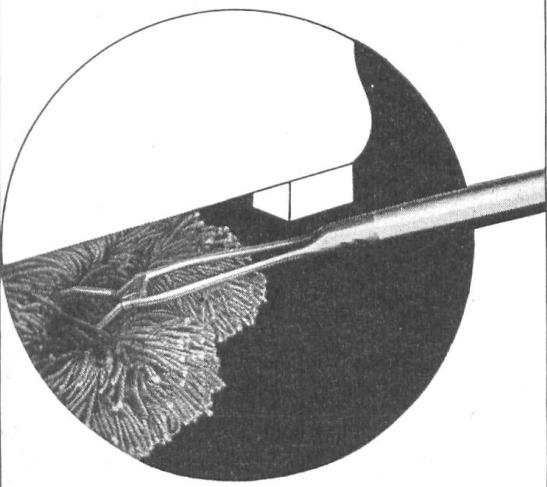
Jenes verfärbte Aussehen Ihrer Zähne ist die Warnung der Natur. Die Ursache dafür ist der Film, ein klebriger Überzug, der sich ständig bildet und Flecken aufnimmt, welche zu Zahnstein verhärteten.

Der Film muß entfernt werden, wenn die Zähne weiß sein sollen. Die gewöhnlichen Methoden des Zahnbürstens entfernen den Film nicht richtig. Deshalb wird von den Zahnärzten die Zahnpasta Pepsodent empfohlen, welche ein spezielles Reinigungs- und Poliermaterial enthält. Dieses ist zweimal so weich wie diejenigen Materialien, die gewöhnlich verwendet werden. Es entfernt jede Spur von Filmflecken und ist für den Email vollkommen unschädlich. Dieses wissenschaftliche Verfahren beim Reinigen der Zähne gibt Ihnen den natürlichen Glanz zurück. Kaufen Sie noch heute eine Tube.



GRATISTUBE FÜR 10 TAGE ✓
Schreiben Sie an O. Brassart Pharmaceutica A.-G., Zürich, Stampfenbachstrasse 75, um eine Gratis-10-Tage-Tube Pepsodent.
Nur eine Tube pro Familie.

100 - 5.34



Ein großer, flacher, doppelseitiger Flaumer, der in der halben Zeit doppelt so viel ausrichtet, wird von einem drehbaren Stiel auf den Boden gedrückt und gleitet auch unter sehr niedrige Möbel.

Rundherum ein dickes, weiches Polster langfasriger Baumwollgarne, verhindert jegliches Anstoßen. Das ist der

Just Flaumer

S C H W E I Z E R F A B R I K A T



Diese und andere Just-Fabrikate zeigt Ihnen der Just-Bürstenmann bei seinem Besuch. Er trägt sein Abzeichen im Knopfloch, ist geschult, anständig, höflich, unaufdringlich und seriös. Er bringt nützliche Anregungen und ein Geschenk. Er verdient Ihren freundlichen Empfang.

FRIEDLANDER

könnte, die Tantièmen ausschütten, hatte ihm ja Herr Rappold ausgeredet, bevor er Zeit gehabt hatte, sie auch nur zu hegen.

Was blieb? Er konnte Lehraufträgen nachjagen, sich in Volkshochschulen und Bildungsgesellschaften einschleichen, um Kurse geben zu dürfen. Er konnte sich als Seelenarzt etablieren, oder als Graphologe. Er konnte sich begüterten Damen für Stunden in pythagoräischer Zahlenmystik empfehlen, sich bei Redaktionen für Besprechungen philosophischer Werke bemühen. Vielleicht gelang es ihm, dem Radiodirektor einzureden, ihn für eine Vortragsserie «Briefe an Jukunde» oder «In vier Tagen ein Philosoph» zu verpflichten. Kurz, er hatte die Möglichkeit, eine Geschäftigkeit zu entfalten, die seinem innersten Wesen und der ganzen Auffassung seiner Berufung widersprach. Das durfte nicht in Frage kommen und kam nicht in Frage. Aber was denn sonst?

Lioba hatte dieses Problem seit Wochen gewälzt. Ohne Erfolg. Die erlösende Idee war ihm an einem Ort und zu einer Stunde gekommen, wo er sie am allerwenigsten erwartet hatte.

Als er aus dem «Harnisch» in die dunkle Kunkelgasse getreten war, sah er einen Herrn und eine Dame vom Limmatquai her in die Kunkelgasse schwenken. Er würde das Paar kaum weiter beachtet haben, wenn er nicht augenblicklich das Bedürfnis empfunden hätte, alle Gegenstände, die ihm entgegentrafen, scharf ins Auge zu fassen. Denn Kirsch ist stärker als Wasser, und zwei Trinkgläser davon sind keine Kleinigkeit. Die Dame machte keinen vertrauenswerten Eindruck, weder vom ethischen noch vom hygienischen Standpunkt aus. Und ihr Begleiter? War das nicht der Lehramtskandidat Marti, der im letzten Sommersemester sein philosophisches Seminar über die Monadologie von Leibnitz belegt, aber nur die ersten zwei Uebungen besucht hatte? Aha, der Lehramtskandidat Marti schien ihn verleugnen zu wollen! Aber nein, er hatte

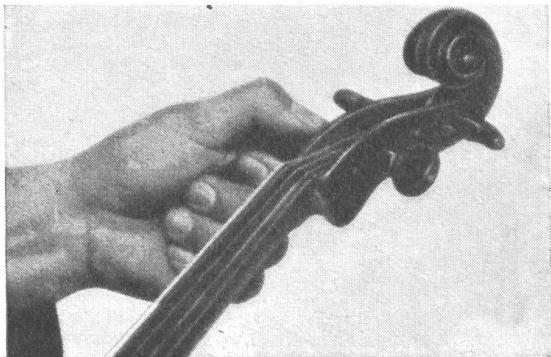
sich offenbar doch eines Bessern besonnen, denn er entzog seiner Dame den Arm, lüftete den Hut und grüsste mit lauter, fast militärischer Stimme :

« Guten Abend, Herr Professor! »

Lioba hatte sich diskret und liebenswürdig verneigt, zuerst vor der Dame und dann vor dem Herrn. Aber seine Gedanken waren schon nicht mehr bei dem Lehramtskandidaten Marti gewesen. Ein wohl begründeter Zufall hatte sie auf eine andere Bahn gelenkt.

« Guten Abend, Herr Professor! » Gab ihm diese servile Entgleisung eines schlechten Studentengewissens nicht den Schlüssel für die Lösung seines Problems an die Hand? Er war Privatdozent und nicht Professor. Aber ist für einen Privatdozenten der natürliche Weg, um zu einem auskömmlichen Einkommen zu gelangen, nicht eben der, Professor zu werden? Dass ihm diese Selbstverständlichkeit nicht früher in den Sinn gekommen war! Vielleicht lag das daran, dass er sich lang genug eingeredet hatte, gar nicht Professor werden zu wollen, weil er als Privatdozent ungebundener, freier sei. Was half diese Freiheit? War sie ihm nicht schon längst zur Qual geworden? Der Drang aus der Freiheit in die Gebundenheit lag nun einmal in dem Zug der Zeit. Und selbst wenn es ein Opfer für ihn bedeutete, Professor zu werden, musste er nicht freudig bereit sein, der Gemeinschaft dieses Opfer zu bringen? Ganz abgesehen davon, dass es doch seine unleugbare und nächstliegende Pflicht war, auch an das Wohl seiner zukünftigen Familie zu denken.

Oder war ihm der Plan, Professor zu werden, nur deshalb nicht eingefallen, weil er an seine Ausführbarkeit nicht glaubte, weil er an den eigenen Fähigkeiten zweifelte, und an der Kraft, sich durchzusetzen? Es musste auch daran etwas sein. Wie wäre es sonst zu erklären gewesen, dass sein Werk: « Die Philosophie des wohl begründeten Zufalls », dessen Idee er schon jahrelang mit sich herumschleppte, ungeschrieben geblieben war? Er vergegenwärtigte sich



Abstimmen . . .

Auf kleinste Nuancen kommt es an . . . auch beim Kochen: Je feiner die Hitze abgestimmt, dem Kochprozess angepasst wird, desto schmackhafter die Speisen . . . Am exaktesten lässt sich die Hitze beim Gasherd regulieren . . . die ganze Wärmeskala, von der intensivsten Siedehitze bis hinunter zur leichten Fortkochwärme erhalten Sie sofort durch eine kleine Drehung des Hahnes . . . da lässt sich wunderbar kochen !!! Zudem ist der Gas-herd bequem, sparsam und sauber! Merke, Hausfrau:

Milde Wärme, Siedehitze, wie's für die Speise gerade sein muss!

Der Gasherd schafft's in jedem Augenblick!



LÖW
Himalaja



Besser kann man ihn nicht machen!

Prüfen Sie diesen bequemen, trittsichern Bergschuh aus rotbraunem Wolbo-Juchten eigener Gerberei, ganz ledergefüttert, mit Filzborde, pechzwiegenäht, dreisohlig, mit niederem, breitem Absatz und Gletscherbeschläg. Er ist trotz prima Qualität überraschend leicht und sein Preis Fr. 54.50 erstaunlich niedrig.

Wir bieten aber auch wesentlich billigere Bergschuhe, die in ihrer Preislage ebenfalls das Beste sind:

Leichter Marsch- und Bergschuh aus weichem, braunem Waterproof, ganz ledergefüttert, zweisohlig, **29.50** unbeschlagen

Schwere Ausführung in rotbraun Juchten, mit Filzborde, dreisohlig bis Absatz, Bergbeschläg **32.50**



Langstrasse 11

Limmatquai 112

Linthescherstrasse 17

eine Begegnung mit seinem – inzwischen zurückgetretenen – Kollegen, Professor Dienstag. Er war damals von dem Steuersekretär Ott zu einer Besprechung zitiert worden. Im Vorzimmer hatte er Dienstag getroffen. Es war gegenseitig vollständig unmöglich gewesen, sich auszuweichen, und so wurden denn einige herzliche Worte gewechselt. Er erinnerte sich des Gesprächs genau. Professor Dienstag hatte sich zunächst in anerkennender Weise über seine Habilitationsschrift geäussert, deren Erscheinungsdatum allerdings schon damals beträchtliche Zeit zurücklag.

« Sie können sicher sein, Herr Doktor, dass Ihre Schrift über die Bestreitung der Materie bei Berkeley in unserer Fakultät die verdiente Beachtung fand. Sie haben Erwartungen geweckt, die erfüllt werden müssen. Es ist Ihnen bekannt, dass ich gegen die Überproduktion gewisser Herren eingestellt bin. Aber anderseits wissen Sie auch, dass wir Professoren bei der Wahl von Kollegen kaum um unsere Meinung gefragt werden. Es entscheiden da Leute, welchen die wissenschaftliche Dokumentation für eine Professur leider mit mindestens einem umfangreichen Schmöker ausgewiesen werden muss. »

War das nicht deutlich gewesen? Und er hatte sich in unverzeihlichem Leichtsinn über diesen wertvollen Wink hinweggesetzt. Aber jetzt waren ihm die Augen aufgegangen. « Die Philosophie des wohl begründeten Zufalls » wurde geschrieben. Er würde sich unter Druck setzen. In mindestens sechs Monaten musste das Manuskript fix und fertig vorliegen.

* * *

Lioba hatte zu Hause erst das Licht angedreht und voll von guten Vorsätzen den Rock ausgezogen, als es an die Tür klopfte. Frau Schüepp trat herein. Sie befand sich in einem bedauernswerten Zustand. Ihr japanischer Morgenrock sah gefleckter und ihre graue Mähne noch zerzauster aus als sonst.

« Ich musste Sie unbedingt heute noch

sehen, Herr Doktor! Es ist mir ein Bedürfnis, mit einem halbwegs anständigen Menschen zu sprechen. »

« Und dieser halbwegs anständige Mensch bin ich? » fragte Lioba und nötigte Frau Schüepp Platz zu nehmen.

« Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, um Haare zu spalten, sondern um mein Herz auszuschütten. Ich habe Ihnen doch von Herrn Streicher erzählt? »

« Dem Herrn im Südzimmer? »

« Ja. Er ist Damen-Imitator! »

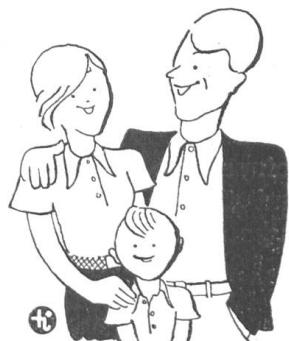
« Davon haben Sie mir nichts erzählt! »

« Ich rede nicht gern über zweideutige Sachen », wehrte Frau Schüepp ab, « am wenigsten mit Ihnen. Ich bin nicht scharf auf Damen-Imitatoren, das können Sie sich denken. Aber das Südzimmer war frei. Ich fragte ihn also, ob er mir, wenn er schon Imitator ist, wenigstens einen Vorschuss geben kann. Nein, sagte er, aber er habe einen unterschriebenen Kontrakt mit der Jupiter-Bühne in der Tasche, 500 Schweizerfranken im Monat, ohne Abzüge.

Man wird als Witwe vorsichtig, heutzutage. Ich erkundige mich also, ob er mir diesen Kontrakt vorlegen kann. Er sagte: Gern, nur hat er ihn vorläufig auf der Polizei deponiert, wegen der Arbeitsbewilligung. Aber er könne mir ein anderes Dokument vorweisen, das noch viel wichtiger sei. Einen Stammbaum. Im Reiche draussen dürfe nämlich keiner mehr auf der Bühne auftreten, der nicht arisch ist. Und er, Streicher, sei Arier, Vollarier bis ins dritte Glied. Da gäbe es nichts zu meckern, was das betreffe, sei er rein auf der Platte. »

« Und Sie haben sich den Stammbaum angeschaut? »

« Ja, es war ein fadelloser Stammbaum: eine Eiche. Immer dort, wo einer geboren wurde, war ein Name eingezzeichnet, mit Rundschrift, und eine Jahreszahl. Und wenn einer geheiratet hat, so ist auch der Name der Frau dort gestanden, auch mit der Jahreszahl. Und wenn einer Kinder bekommen hat, so ist jedes Kind wieder ein eigener Ast gewesen, wieder mit dem Namen eingetragen und der



Man sieht es . . .

diese 3 Glücklichen fühlen sich wohl in ihrer Haut. Kein Wunder — die leichten porösen Spezialtrikots der **Dr. Lahmann**-Unterkleidung sind wirklich ideal und halten den Körper auch an warmen Sommertagen stets frisch.

Unter der grossen Auswahl der neuen Modelle für Damen, Herren und Kinder finden Sie sicher das Passende in jedem guten Spezialgeschäft. Verkaufsstellen-Nachweis und Prospekte kostenlos durch die alleinigen Hersteller

Lahco AG., Strick- u. Wirkwarenfabr., Baden (Aarg.)

Poloherren · Pullovers · Badeanzüge · Badehosen.



Losgelöst vom Alltag!

Auf schönen Fahrten im Klepperboot erneuern sich Körper, Geist und Seele. Sie sind unvergessliche Erlebnisse! Wie bequem und sicher ist doch die Fahrt im stabilen Klepperboot! Selbst 60-jährige machen in ihm noch lange Wanderfahrten.

Älteste Erfahrung und Weltverbreitung haben das Klepperboot technisch und qualitativ so vervollkommenet, daß ein Klepper eine Anschaffung für viele Jahre ist. Sie erleben stets restlose Freude damit!

Beweis dafür: über 30 000 Anerkennungen!

Den 36 Seiten starken reichbebilderten Prachtkatalog 129 erhalten Sie kostenlos.

AG. für Kleppersporterzeugnisse
Zürich Uraniastrasse 23



Jahreszahl. Alles schön künstlich gezeichnet, und zwischenhinein hat er mir immer erklärt, warum das die Hauptache sei, wenn einer nur arisch ist. Und ich, in meiner Güte, habe mich überreden lassen und ihn in Pension genommen. Aber glauben Sie, dass er Kartoffeln gegessen hat? Nein, sagte er, er hat Zucker. Er muss sich leider fast ausschliesslich von Fleisch ernähren. Es ist traurig, dass das gerade ihm passieren muss, ihm, der nichts so schön findet wie Kartoffeln! So hat er sich von der Fleischplatte immer doppelt bedient. Aber er sagte, es macht ihm nichts aus, dafür ein Supplement zu bezahlen.

Jetzt, wie ich heute abend schnell in den Konsum gehe, um eine Grape Fruit zu holen, weil die Fräulein Stünzi zum Frühstück immer eine halbe Grape Fruit haben muss, weil sie doch in England gewesen ist, was glauben Sie, ist da passiert? Ich komme also zurück und denke an nichts Böses. Aber da steht die Tür von Herrn Streicher sperrangel-

weit offen. Das hat mir sofort nicht gefallen, denn ich habe ihm streng verboten, die Tür offenstehen zu lassen, weil bei ihm immer solche Sachen herumgelegen sind, Büstenhalter, Seiden-Schlupfhosen in allen Farben, einfach Dinge, die man in einem Herrenzimmer nicht gern sieht. Ich gehe also hinein und sehe, dass der Vogel ausgeflogen ist. Ich war keine fünf Minuten fort, aber weg war er und seine zwei Koffer auch. Nur ein Zettel lag da, worauf geschrieben stand, dass er schon gesehen hat, dass die Schweiz für ernste Kunst kein Boden ist, und er mir die Summe, die er mir schuldet, transferieren wird, wenn es ihm seine Devisenlage auf der Reichsbank gestattet. Ist es nicht furchtbar? »

Frau Schüepp schien keine Antwort zu erwarten. Sie brütete düster vor sich hin. Dann plötzlich hob sie den Kopf, schnupperte mit der Nase in der Luft und blickte Lioba, der ihr gegenüber sass, prüfend an.

My Friends Abroad Komitee für die Schweiz

Seit mehreren Jahren organisiert der dänisch-amerikanische Erzieher Dr. Knudsen einen periodischen Austausch amerikanischer und europäischer Jugend im Alter von 15 – 22 Jahren während der Sommerferien. Bisher beschränkte sich dieser Austausch auf der europäischen Seite vornehmlich auf die skandinavischen Staaten, Deutschland, Holland und Ungarn. Nun soll auch die Schweiz in diese Organisation einbezogen werden. Das Komitee hofft, dass sich rund 100 schweizerische Familien bereit erklären, diesen Sommer während 6—9 Tagen ein bis zwei amerikanische Buben als Gäste bei sich aufzunehmen. Worauf es bei dieser Gastfreundschaft am meisten ankommt, ist, den jungen amerikanischen Gästen einen möglichst natürlichen Einblick in schweizerisches Familienleben zu vermitteln. Als Gegenleistung kommen Besuche schweizerischer junger Leute in Amerika in Betracht.

Der Aufenthalt der amerikanischen Gäste fällt in die Zeit vom 25. Juli bis zum 10. August.

Schweizerfamilien, welche sich für diesen Austausch interessieren, sind gebeten, nähere Auskunft beim Unterzeichneten einzuholen.

My Friends Abroad. Im Namen des Komitees für die Schweiz:
Karl Rudolph-v. Martini, Claridenstrasse 26, Zürich

« Sie erinnern mich an meinen Mann »,
sagte sie nachdenklich.

« An Ihren verstorbenen Mann ? »

« Er ist nicht gestorben, wenigstens, soviel ich weiss. »

« Aber Sie sind doch Witwe ! »

« Quasi - Witwe ! » antwortete Frau Schüepp. « Auch er hat getrunken, auch Kirsch. » Wieder schnupperte sie mit der Nase. « Zuger-Kirsch, das war auch bei ihm der Anfang, später war er weniger wählerisch, und Frauengeschichten hat er auch gehabt, und dann, dann kam der Gipfel, die Geschichte mit dem Regulator. Das hat meinem Fass den Boden ausgeschlagen. Es ist eine tragische Geschichte, klassisch. »

« So rücken Sie doch endlich mit dieser Geschichte heraus ! »

« Wir sind immer noch nicht so weit. Aber das ist wahr, Sie könnten viel daraus lernen. Mit Weibergeschichten hat es angefangen, und die Trunksucht

hat zu dem traurigen Ende geführt. Es ist eine Warnung für Sie. »

Lioba wagte nicht zu protestieren. Frau Schüepp hatte zwar für den Augenblick ihren Redestrom unterbrochen; aber sie quälte sich jetzt sichtbar mit Gedanken ab, die keine fremde Einmischung ertrugen. Sie schüttelte mehrmals den Kopf, dann fuhr sie fort : « Ich musste so handeln, wie ich gehandelt habe. Dass ich den Regulator einfach schluckte, das konnte kein Mensch von mir verlangen. Aber wenn ich heute an August zurückdenke, und dann an diese Sänger, Damen-Imitatoren und an alle die unschuldigen Kinder, die einem gewisse Herren verheimlichen, so muss ich mich manchmal fragen, ob es nicht besser wäre, eine unglückliche Frau als eine glückliche Witwe, Quasi-Witwe zu sein. Aber es ist gescheiter, wir gehen jetzt beide ins Bett ! » sagte sie und erhob sich. « Sie haben jetzt wenigstens etwas, um darüber nachzudenken ! »

Fortsetzung in der nächsten Nummer.

WAS MIR AN DER ALTERN GENERATION NICHT GEFALLT.

Die Ergebnisse der Rundfrage samt einer Einleitung von Dr. W. Schohaus, Direktor des Seminars Kreuzlingen, werden in der Juninummer des «Schweizer-Spiegels» erscheinen

AUS DEM INHALT DER LETZTEN ZWEI NUMMERN:

März

WIE ICH UMS GELD KAM. 5 authentische Beispiele
NUREIN SCHULMEISTER. Von Kuno Widmer
REICHSDUTSCH UND MUTTERSPRACHE
REZEPTE FÜR GEMÜSEARME MONATE.
Von Elisabeth Dank
DER SINN DER GEMEINSAMEN MAHLZEITEN. Von Helen Guggenbühl
DAS DIENSTBOTEN PROBLEM IM BAUERNBETRIEB

April

GEBT UNS ARBEIT! Reportage aus einem freiwilligen Arbeitsdienstlager für Jugendliche
„HERR PRÄSIDENT, MEINE HERREN!“ Eine Auswahl von parlamentarischen Stilblüten, gesammelt von Stadtrat J. Gschwend
MISSGRIFF. Eine kleine Irrenhausgeschichte.
Von Beat * * *

WIEVIEL GEBEN SIE FÜRS ESSEN AUS?
Das Ergebnis unserer Rundfrage

*Sei ein Mann
rauche Stumpen und Zigarren*

Wer Stumpen und Zigarren raucht, schützt schweizerische Handarbeit